

8. Mittwoch, am 27. Januar 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Bildende Kunst.

Die Bilder der Fornarina.

In der Tribune zu Florenz verweilen die reisenden Kunstfreunde gern lange und ungestört vor dem Bilde einer schönen, etwas ernstern Frau, das die Custoden der Sammlung als das Bild des schönen Bäcker Mädchens bezeichnen, welches Raphael liebte.

Raf. Morghen hat dieses Bild gestochen und so allgemein ist sein Ruf durch Europa verbreitet, daß es weiter keiner Bezeichnung bedarf. Jeder Kunstfreund weiß, daß jene schöne Frau dadurch gemeint ist, welche mit der rechten Hand einen Pelzverbrämten Mantel über die linke Schulter zieht und ein goldnes Myrtenreis im vollen, dunklen Haar hat, das zusammengedreht in den Nacken herabfällt. Weniger bekannt mag es jedoch seyn, daß dieses jetzt so berühmte Bild erst dem Ritter Puccini, einem kürzlich verstorbenen Aufseher der Großherzoglichen Galerie, den Namen verdankt, der es allen Verehrern des Rafael so werth gemacht hat. Comm. Puccini fand dieses Bild in der Großherzoglichen Garderobe und stand nicht an, es für ein Werk des Raf. zu erklären, weil er in ihm alle die Kraft, Wärme, Klarheit und Verschmelzung der Töne bemerkte, die diesen Meister bezeichnen und die auch sein neuester Biograph (Magier: Rafael als Mensch und Künstler, S. 129) rühmend ihm nachsagt. Unbedenklich pries es Puccini daher als jenes Porträt an, von dem Vasari sagte, daß es zu leben geschienen habe. (*La Fornarina che diè in cura Baviera suo garzone, che amò sine alla morte e di cui fece un ritratto bellissimo chi pare viva viva*). Auch äußere Gründe fand Ritter Puccini für seine Behauptung auf. Er wies nach, daß das Bild des schönen Bäcker Mädchens zu Vasari's Zeit in Florenz im Besitze eines gewissen Matteo Botti war, der aus Liebe zur Kunst und aus Verehrung gegen den Meister es wie eine Reliquie hielt. Matteo Botti's Sohn wurde Cosimo I. Garderobemeister und hinterließ die Hälfte seines Hausrathes dem Großherzog als Legat. Diese Nachricht versicherte Puccini aus den Archiven durch einen gewissen Galluzzi, den Verf. einer nicht als genau berühmten Geschichte der Mediceer erhalten zu haben. Der Ue-

bergang des Bildes aus dem Besitze der Familie Botti in den Besiß des Großherzogs Cosimo I. schien dadurch außer Zweifel gesetzt, da allbekannt sey, wie kunstliebend dieser Fürst daheim und im Auslande Ankäufe gemacht habe und es folglich nicht anzunehmen sey, daß er ein raffaelestes Werk werde haben auf die andere ihm nicht vererbte Hälfte des Bottischen Hausrathes fallen lassen.

Um dem Einwande zu begegnen, daß das von Morghen gestochene Bild, vielleicht von anderer Hand gemalt, eine andere Frau darstellen könne als die Fornarina, machte er den Pelz besonders geltend, der den Mantel der schönen Frau verbrämt, weil es derselbe Pelz sey, der in mehreren Werken des Rafael vorkomme: so in dem Johannes in der Wüste in der florent. Galerie; in der Madonna mit dem Papierfenster; in einem von Penz gestochenen Bildnisse des Künstlers und auch im Violinspieler im Palaste Sciarra zu Rom hätte er hinzusetzen können. Zwar bemerke man an diesem Bilde weniger als an einigen späteren des Rafael jene Schatten, die durch zu häufige Anwendung des Kienruses schwärzlich und eisenfarbig ausfielen, (*ombro di quell ambiente ferrigno*) aber dieser Umstand sey dadurch zu erklären, daß das Bild schon im J. 1512 gemalt ward, wie eine mit Goldziffern darauf angebrachte Jahrzahl darthue.

Alle diese genauen Angaben des Ritters Puccini, die man in Longhena's ital. Uebersetzung von Quatremere de Quincy's Leben des Raf. S. 651 nachlesen kann, sollten den Namen rechtfertigen, den er in den Katalogen der Florenzer Galerie seit 1817 dem schönen Bilde gegeben, und zugleich die Kenner zurechtweisen, welche ein längst bekanntes Bild im Palaste Barberini zu Rom, für das ächte Porträt der Fornarina ausgeben wollten. Die Verehrer dieses letztern Bildes erklärten das Bild der Tribune zu Florenz für eine gute Arbeit des Giorgione; der jedoch, wenn man ihn recht lange leben läßt, schon 1511 gestorben ist. Den gewichtigen Gründen des Ritters Puccini schien der Umstand wesentlich entgegen zu seyn, daß nur von dem Barberinischen Bilde gleichzeitige und spätere Copieen bekannt sind, die von dem Florentiner, mit Ausnahme einer zu Nieti, fehlen. Nicht allzuleicht ward es

ihm daher, sich Glauben zu verschaffen, und von mehreren Seiten wurde der Einspruch laut.

Ein sehr gelehrter, sonst nicht geistreicher Canonicus, Moreni, that aus einer 1677 zu Florenz gedruckten Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten dar, daß das Rafael'sche Bild der Fornarina in diesem Jahre noch im Besitze des Joh. und Matteo Botti, der Söhne jenes Matteo, war, den Vasari als Herrn dieses Schatzes gekannt hatte; und daß die von Galluzzi beigebrachte archivalische Nachricht eines Legats an den 1674 verstorbenen Großherzog Cosimo I. rein aus der Lust gegriffen war. Dabei machte man die Bemerkung, daß die Jahrzahl 1512 vor Puccini auf dem, wie nunmehr Andere versicherten, schon seit 1598 als rafaelesk in den Großherzoglichen Inventarien aufgeführtem Bilde, von Niemand war gesehen worden; so daß es fast herauskam, als ob Puccini sie selbst habe aufmalen lassen, um den Giorgione als Meister des Bildes abzuweisen, der, wie erwähnt, bis etwa 1794 dafür gehalten wurde.

Diese so widerstreitenden Angaben haben das kunstliebende Publikum Italiens so in seinem Glauben irre gemacht, daß kaum noch jemand mit der frühern Zuversicht die Züge der schönen Bäckerinn in dem florentiner Bilde zu erkennen glaubt. Weniger Beachtung haben diese Zweifel im Auslande gefunden; denn nur mit wenigen Worten gedenkt H. Nagler z. B. in seiner so reichhaltigen Biographie (S. 303) dieser Bedenken.

In Italien wandte man sich daher mit seiner ästhetischen Ueberzeugung zurück zu dem Bilde im Hause Barberini; nur wollte ein gelehrter Abate, der auch in Deutschland durch seine Werke über Canova bekannte Sekretär der Akademie von S. Luca, Melchior Missirini, wegen der mindern Schönheit der Formen, die dieses Bild darstellt, auch diese Meinung nicht guthießen. Bei ihm stand die Ueberzeugung fest, daß die Fornarina eine vollendete weibliche Schönheit gewesen seyn müsse und er giebt so genaue Einzelheiten über die Bekanntschaft des Künstlers mit dem Mädchen an, daß man sich geneigt fühlt, ihn für sehr unterrichtet zu halten. Aber Andere sind darin anderer Meinung gewesen. Herr Nagler versichert (S. 302 des obengenannten Buches), daß sie allzu dicke Hüften gehabt habe, und daß der Künstler daher nach der Antike, oder vielmehr aus der Idee schöner Formen, welche er aus den plastischen Werken der Alten geschöpft hatte, das natürliche Nackte verbesserte. Herr Nagler möchte mehr recht haben, als Missirini; eine allbekannte Aeußerung des Künstlers in einem Briefe an den Gr. Castiglione beweist, daß er selbst das geliebte Mädchen nicht

schön genug zu einem Vorbilde der Galathea fand, indem er ganz allgemein über Mangel an schönen Modellen klagt. Das, was sie dem Raf. bis zum Tode lieb machte, mag nicht ausschließlich auf körperlichen Vorzügen beruht haben.

Rafael hatte nach H. Missirini sie frühzeitig und zufällig kennen gelernt. In Rom jenseit der Tiber, erzählt er, doch weiß ich nicht auf welche Autorität, und wir wollen es daher bloß auf die seinige hinnehmen, in der Nähe von S. Cecilia wohnte ein Bäcker, der auf Pacht stand (*fornaro a soccida*), dessen Tochter allgemein unter den jungen Leuten für das schönste Mädchen ihrer Zeit galt. An das Haus dieses Bäckers stieß ein bis zur Tiber reichender Garten, von so niedriger Mauer eingefast, daß wer auf die Zehen trat, ihn leicht ganz übersehen konnte. Häufig brachte in diesem Garten das schöne Mädchen ihre freien Stunden hin. Einst ging Raf. vorüber, als die Fornarina in dem Gärtchen war und sich unbeschauscht glaubend, eben die Füße im Tiber wusch. Raf. stieg auf die Mauer und der Blick auf diese schönen Formen war entscheidend. (Longhena S. 658). Er fand nicht früher Ruhe, als bis sie die Seinige wurde. Die italienischen Biographen setzen den Anfang dieser Verbindung vor dem J. 1510 an, weil die Arbeiten im Palaste des Ag. Chigi, der unsern Künstler durch diese Leidenschaft zerstreut sah, und darum das schöne Mädchen selbst in's Haus zu kommen einlub, wenigstens zum Theil 1511 fertig gewesen seyn müssen, indem in diesem J. erschienene lateinische Gedichte sie besingen. Wenige der seitdem vom Künstler ausgeführten bedeutenden Werke giebt es, die nicht ihr Bild zeigten. Auerkannt wird sie in der Verkürzung, im Heliodor, im Parnasse, als Elio, in der Villa Olgiati. Aber eben darum will sie H. Missirini nicht in dem florentiner Bilde erkennen, und auch das Barberinische will seinem wie durch eine Vision erkannten Urbilde nicht genügen.

So würde die Kritik aufs neue den ästhetischen Glauben um zwei Idole gebracht haben, wenn in derselben Zeit nicht von anderer Seite her sich Ersatz gezeigt hätte. Im J. 1829 gab nämlich jener früher erwähnte Canonicus Moreni das Reisetagebuch eines gewissen Fil Pizzichi heraus, der im J. 1664 in untergeordneten Verhältnissen mit dem Großh. Cosmus III. Italien bereist war. Wo dieser Pizzichi von dem Aufenthalte in Verona spricht, erzählt er, „daß sie in der Galerie der H. H. Gurtoni lange verweilt hätten, und daß das bedeutendste Bild dieser Sammlung die Geliebte (*dama*) Rafael's war, mit solchem Fleiße von seiner Hand vollendet und so wohl erhalten, daß es weit alle andern Bilder übertraf.“

Dieses Bild soll auf unsere Tage gekommen seyn und sich jetzt im Besitze der Erbin von L. Vassfranchini zu Verona befinden. Es hat die Ehre des Stiches durch einen Zögling der Maraghenschen Schule (Jac. Bernardi) erhalten, und Herr Missirini ist so von der Anmuth der dadurch dargestellten Züge ergriffen, daß er die Einwendungen der Kunststrichter überhört, welche in der Ausführung Giulio Romano's Weise erkennen wollen und nur hier die echten Züge des schönen Bäcker Mädchens zu sehen meint, die er nirgend reizend genug wiedergegeben findet.

In dem Florentiner Bilde sieht er durch eine sehr Kühne und keinesweges wahrscheinliche Hypothese ein Portrait der berühmten Vittoria Colonna, Marchesin von Pescara, der berühmtesten und geistreichsten Frau ihrer Zeit, die durch M. Angelo's und Fra Seb. del Piombo's gemeinschaftliches Zusammenwirken hier dargestellt sey. Ein sehr geringer Kupferstich von Bulifon ist die Hauptbasis seiner Annahme, die den Augenschein als ersten Gegner hat.

H. Hase.

L i t e r a t u r.

Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich von Richard Otto Spazier. Stuttgart, bei Brodhag. 1835. 468 S.

Diese Schrift ist nichts weniger als uninteressant; sie ist in mehrfacher Hinsicht ein Zeichen der Zeit — aber ein trauriges. — Der Verfasser leidet vorzüglich an jener, wir fürchten, unheilbaren Krankheit, welche mehrere unserer jungen Schriftsteller ergriffen hat, an der Sucht: auf leichte Weise berühmt werden zu wollen. Die Art, wie sich dieß herausstellt, könnte man eine ergöhlische nennen, wenn sie nicht eine beklagenswerthe wäre. Vor zehn Jahren würden wir es nicht haben unterlassen können, ein kleines Wißfeuerwerk auf Kosten des Autors loezubrennen, jetzt, wo uns die Erfahrung sagt, daß jene unglückliche Sucht, jener beklagenswerthe Dünkel das Vaterland um manchen hellen Kopf, manchen tüchtigen Beamten, manchen guten Bürger, die Familie des Einzelnen aber um die Frucht wohlbegründeter Hoffnungen, ja um ihren Vorseher gebracht hat, wird es uns nicht schwer, ernst zu bleiben. Wenn wir aber sagen, daß sich in der Schrift eine höchst unglückselige Eitelkeit zeigt, so eilen wir auch, diesen harten Ausspruch sorgfältig zu begründen. — Drei Briefe aus Paris, welche die Schrift eröffnen, würden schon mehr als hinreichende Beweise liefern, leider strömen sie

uns aber auf jeder Seite zu. In diesen Briefen, die an den Grafen Breza, „den der Verfasser täglich sieht“, gerichtet sind, handelt es sich um fast weiter nichts, als um die Persönlichkeit des Autors. Wir erfahren darin, daß der Verfasser „im Jahr 1830 ein junger Mann von sieben und zwanzig Jahren, verheirathet und Vater eines Kindes ist“, daß er „mehr schlank als dick ist“, daß er „einen Schnurrbart trägt“, daß aber dieser dem Autor schon viel Herzeleid gemacht hat, weil seine Freunde der Meinung sind, daß, wie bei Simson die Stärke im Haupthaare, beim Dr. Spazier die Liberalität im Barte stecke, ja daß dieselben (S. 5) „wegen des Abschneidens des Bartes geradezu von ihm abfielen, weil sie fest behaupteten, er habe dadurch seine vermeintliche Energie, seinen Muth, ja geradezu seine Liberalität verloren“. Wir erfahren, daß der Dr. Spazier es nicht gern hat, wenn ein Unbekannter sich allzu fordbial gegen ihn benimmt — was hübsch von dem Herrn Doktor ist — und daß einst ein paar Baiern (es werden aber wohl Schwaben gewesen seyn) ihm lange gegenüber gefessen hatten und dann, zum Verdrusse des Autors, der Eine gerufen habe: Du, na das ist der Spazier! (S. 11) Wenn uns der Herr Doktor aber von der Wichtigkeit erzählt, die man ihm in Leipzig beigelegt, wenn er uns (S. 11) sagt, „es habe sich ihm ein verständiger (?) Mann genähert und ihm mitgetheilt, daß dessen Frau ganz besorgt geäußert: was denn vorgefallen müsse, der Dr. Spazier gehe so eben überaus schnell über den Markt!“ — so wissen wir wirklich nicht zu sagen, ob wir mehr die Leipziger oder mehr den Dr. Spazier bedauern sollen. Wir entschließen uns aber für das letztere. —

In dem Abschnitte: „Der General Lafayette und sein Landschloß Lagrange“, ist wieder viel vom Dr. Spazier, aber wie wir gern bekennen wollen, auch von dem „großen Bürger zweier Welten“ (so heißt ja der Kunstausdruck?) die Rede, und es ist sehr interessant, aus dem Munde des Verfassers zu vernehmen, „daß Lafayette, dem selbst die auffälligsten inneren Verhältnisse unseres Vaterlandes etwas Unbekanntes, völlig Neues waren“, zuerst aus dem Munde des Dr. Spazier eine Ansicht von der Sache bekam; auch dürfte es Manchem lieb seyn, zu wissen, daß unserm Autor nach, Heine, der so viel von Lafayette zu erzählen weiß, nie ein Sterbenswörtchen mit ihm gesprochen hat. Nicht uninteressant ist, daß, wie der Verfasser erzählt, Lafayette so auf das Revolutioniren veressen war, daß er sich sterbend vom Kopfe bis zum Fuße ankleiden ließ, für den Fall, daß wenn etwa in Paris eine Revolution ausbrechen sollte, er sich hintragen lassen könnte.

Im dritten Abschnitte: „Das Großherzogthum Posen im Spätsommer 1833“, haben wir uns um den Herrn Doktor sehr unnützerweise geängstet. Er erzählt uns erstaunliche Dinge von seinen gefährvollen, heimlichen, auf Umwegen unternommenen Reisen. Es tröstet uns zwar, wenn wir sehen, wie seine Verdienste so klar und so allgemein anerkannt werden, und wir können uns in seine Empfindungen versehen, wenn ein alter Mann zu ihm sagt: „Herr! wenn Sie überall so populair sind, so sind Sie wirklich ein großer Mann!“ (was übrigens ein überflüssiges Gerede war, denn der Dr. Spazier hat daran noch nie gezweifelt! Er wußte das längst!) aber als er die Kühnheit so weit treibt, bis an die Grenze zu reisen, um einen Kavalerie-Posten zu sehen, da ward uns bange. Glücklicherweise erklärt sich das Räthsel. Wir hatten übersehen, daß der Herr Doktor über Berlin gekommen war, und einen vollständigen, auf seinen Namen lautenden Paß in der Tasche hatte, ein Umstand, der unsere Angst nun freilich sehr herabzustimmen im Stande war.

In der Abtheilung: „Frankreich“, gestehen wir offen, nichts Neues gefunden zu haben. Daß Börne, kränklich und mürrisch, sich von Allem zurückzieht, und Heine durch seine ehemaligen Glaubensgenossen ausbreiten läßt, er sey sehr recherchirt und gehe aus einem „glänzenden Salon“ in den andern, kann wohl kaum für etwas Interessantes gelten. — Daß die Persönlichkeit des Autors auch hier der rothe Faden ist, der durch das Ganze läuft, versteht sich von selbst, und der, der von solcher noch nichts weiß (wir befanden uns selbst noch ganz vor Kurzem in diesem unglücklichen Falle) kann nichts Besseres thun, als sich das Buch zu kaufen. Er wird seine Wißbegierde auf's Vollständigste befriedigen können, —

E. v. Wachsman n.

Leseskizzen. Mitgetheilt von Johannes Gisl. — München, 1830, Druck und Verlag von George Jaquet, H. 8. 180 S.

Es ist dieses Werkchen ein Kind, das man schon deshalb achtet, weil sich in seinem innersten Wesen die Eigenthümlichkeit seines Erzeugers kund gibt, der uns als Mann von geistiger und literarischer Bedeutsamkeit be-

kannt ist, den wir seines frischen, gefunden und biedern Herzens wegen ehren und lieben. Mit dem Neuseren eines solchen Kindes nimmt man es erklärlicher Weise nicht allzu genau und sieht über manches, vielleicht nicht ganz wohlgestaltete, etwas zu lange oder zu kurze, zu dicke oder zu dünne Glied mit Nachsicht hinweg und ist schon zufrieden, wenn es nur nicht mißgestaltet ist und das Ganze nicht verunstaltet. Das vorliegende Werkchen kündigt sich schon mit seinem Titel, der in Bescheidenheit schwerlich seinegleichen heut' zu Tage findet, als etwas an, worauf der Verfasser selbst keinen hohen Werth legt, noch von Anderen gelegt haben will, und von dem man demnach den Maßstab der strengeren Kritik entfernt zu halten hat. Leseskizzen — was in der That könnte eine einfachere, anspruchlosere Unterhaltung versprechen, als dieser Titel? Und doch wird dem Leser, der das Lesen von Grund aus versteht und den rechten Sinn, Sinnreiches zu finden, zu fassen und sich anzueignen weiß, manches wirklich Schöne, Ueberraschende, Anziehende und Geistreiche geboten. Besonders interessant sind die Winke und Andeutungen, Erzählungen und Episoden, welche des Verfassers Herz öffnen und einen Blick in sein Inneres gestatten, welche über Bildungsgang, Jugend- und Charakterzustände desselben Aufschluß ertheilen.

Uebrigens ist in den zwölf Abschnitten, aus denen das Werkchen besteht, Scherz und Ernst gemischt, doch so, daß der letztere das Uebergewicht hat. Wir rechnen hierher unter andern den „Patrioten“, ein Stück, voll von der geistreichsten Satyre über die nachfranzösische Geschichtsepoche, ferner „das Mädchen von Orleans“, „Rath Edelheim“, „Frau von Thalburg“, „Marquis d'Arcy“ &c. Zu dem scherzhaften Theile der Leseskizzen gehören unter andern Stücken die „Mainzer Knoten-Revolution“, die „Jacobiner-Haare“ &c.

Wir können nach diesem Allen nicht umhin, dem in einem gefälligen und leichten Style verfaßten Büchlein die Anerkennung und den Beifall des großen deutschen Lesepublikums anzuwünschen.

Die äußere Ausstattung durch Druck und Papier genügt; der erstere ist sogar wegen Schönheit und Deutlichkeit vorzüglich zu nennen.

E. d. Bönecke.